

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 40

Sonntag, den 27. August 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 27. Aug.: Jos. Kal.; Montag, 28. Aug.: Augustinus; Dienstag, 29. Aug.: Joh. Evh. Abelpius; Mittwoch, 30. Aug.: Rosa v. Lim; Donnerstag, 31. Aug.: Raimund; Freitag, 1. Sept.: Regibus; Samstag, 2. Sept.: Margana.

11. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Markus 7, 31—37.

In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus und kam durch Sidon an das Galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke beiseits, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephpheta, das ist: Tu dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! die Tauben macht er hörend und die Stummen redend.

*

Wenn man dem kirchlichen Leben der Christen in den ersten drei Jahrhunderten nachgeht, trifft man immer wieder auf die sog. Katakomben. Ueber Katakomben ist schon viel und schön geredet und geschrieben worden, und uns Katholiken ist der Ausdruck bekannt und vertraut. Katakomben waren ursprünglich Begräbnisstätten der Christen, zunächst oberirdisch. Die Christen dachten schon früh daran, eigene Begräbnisstätten zu erwerben. Bornehme Familien stellten Begräbnisplätze zur Verfügung, die, als sie den schnell wachsenden Gemeinden zu klein wurden, durch tieferes Eindringen ins Erdinnere erweitert und ausgenutzt werden mußten. Die eignen Begräbnisplätze hatten den Vorteil, daß die Auslagen an die Begräbnisgesellschaften gespart wurden, andererseits die staatlichen Vorteile der sog. Funeralkollegien (eine Art Beerdigungsbruderschaft) auch den Christen zu gute kamen, und daß schließlich die Armen dem traurigen Lose entgingen, auf den städtischen Begräbnisplatz, das heißt in die Senkgruben am Quästin, gebracht zu werden. Die Ausführung der Grabanlage unterstand den Totengräbern, soziales, die sich im Laufe der Zeit nicht nur zu eignen Kollegien zusammenschlossen, sondern auch bald den Charakter von kirchlichen Amtspersonen erlangten. Nicht nur in Rom bauten die Christen ihre Katakomben, sondern auch sonstwo in Italien, in Afrika, Asien. Die römischen nehmen aber wegen ihrer vorbildlichen Anlage sowie wegen ihrer weiten Ausdehnung den Vorrang ein. Die Katakombe der hl. Priscilla an der Via Salaria nova war die älteste Gemeindegroßbegräbnisstätte der ewigen Stadt und ist hervorgegangen aus einem Begräbnisplatz im Privatbesitz des Senators Pudens, bei dem nach der Tradition Petrus Unterkunft gefunden hat, als er römischen Boden betrat. Mit der wachsenden Feindseligkeit der römischen Kaiser gegen das Christentum wurden die unterirdischen Begräbnisstätten zu Versammlungsorten für den Gottesdienst ausgebaut, weil der Gottesdienst in den Privathäusern zu sehr dem Verrat ausgesetzt war. Als ein kaiserliches Edikt unter Valerian (257) die Versammlungen in den Katakomben verbot, begannen die Christen, geheime Treppen, verdeckte Eingänge u. dgl. anzulegen. Zugleich

wurde ein eigener Sicherheitsdienst organisiert, der die Besucher der unterirdischen Gottesdienste kontrollierte und plötzlichen feindlichen Ueberfällen vorbeugen sollte.

Wie alle Grabstätten Roms, lagen die römischen Katakomben außerhalb der Stadtmauer. Die Beschaffenheit des Grund und Bodens in der römischen Campagna (Tuff) erleichterte sehr die Anlage der unterirdischen Gänge und Nischen. Manche von ihnen weisen Kunst und Sorgfalt auf, andere wieder sind Ergebnisse der Not der Zeit und verraten schnelle Arbeit. Im übrigen sind die Katakomben für die Beurteilung christlicher Kunst und Technik, ganz besonders aber für Glauben und Hoffen der Christen, für die Liturgie der Kirche von außerordentlicher Bedeutung. Ein großer Teil der römischen Katakomben harret noch der Untersuchung und Erforschung, die freilich erschwert ist durch die Eigentumsverhältnisse und den Besitzstand. Wer nach Rom geht, sei es als Pilger an die heiligen Stätten, sei es als Freund des klassischen Altertums, versäumt nicht, sich in diese unterirdischen Gräfte führen zu lassen. Und wer als gläubiger Katholik diese Stätten betritt, wird sich der tiefen religiösen Eindrücke nicht erwehren können, die da auf ihn einwirken. Die Katakomben sind uns ja seit unserer Jugend bekannt. Im Religionsunterricht, in Predigt und Christenlehre, in Wort und Bild sind wir damit vertraut und bekannt gemacht worden. Wisemanns berühmte Erzählung „Fabiola“ hat in Tausenden von katholischen Herzen das Verständnis für das unterirdische Leben der Christen erschlossen und uns einen genauen Einblick in die Katakomben verschafft, und manche andere Erzählung aus der Kirche der Katakomben ist diesen Spuren gefolgt und hat dankbare Leser gefunden.

So oft in unserer Vorstellung das Bild der Katakomben entsteht, verbindet sich damit der Begriff von Gefahr und Verfolgung, Heroismus, Liebe zur Kirche, Bereitwilligkeit, alles zu dulden, alles zu wagen, alles zu opfern. Die Zeit des Katakombenchristentums war die erste Blütezeit des jungen Christentums. Unmenschlich war oft die Grausamkeit der Heizer gegen die heiligen Bekenner, aber übermenschlich war auch die Standhaftigkeit, die die Märtyrer der blutigen Gewalt entgegensetzten. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand wurde gespart, aber auch in jedem Alter und Stand finden sich wahrhaft heroische Bekenner des christlichen Namens. Laßt uns einige berühmte Katakombenmartyrer aufzählen.

Unter Kaiser Valerian wurde das Edikt erlassen, daß namentlich die Bischöfe und Priester ergriffen und verurteilt werden sollten. Papst Sixtus war unter den ersten, die dem Befehl zum Opfer fielen. Auf dem Weg zum Richtplatz begleitete ihn sein Diakon Laurentius, der ihn bat, ihn nicht allein in der Welt zurückzulassen. „Ich verlasse dich nicht, mein Sohn, entgegnete der Statthalter Christi, ich schwächer Greis gehe durch einen leichten Kampf hinüber, dir, dem jungen Manne, ist ein härterer Kampf beschieden, nach drei Tagen wirst du mir nachfolgen.“ Laurentius, der als Diakon die Aufsicht über die Kirchenschatzen hatte, trug noch Sorge, daß diese vor der Staatsgewalt gesichert wurden, und harrete der Verhaftung. Er wurde auf einem glühenden Roß gebraten, und bekannt ist, wie er die Heizer einlud, ihn auf die andere Seite zu legen, da er auf der einen genug gebraten sei. Sein Martyrium fällt in das Jahr 258.

Sebastian, ein Jüngling von ritterlicher Gestalt und Gesinnung, trat in das kaiserliche Heer in der Absicht, dort leichter Zugang zu den Gefängnissen zu gewinnen und den gefangenen Christen beizustehen. Auch hoffte er unter dem

Heere Christus Anhänger zu gewinnen. Seine militärische Brauchbarkeit ließ ihn von Stufe zu Stufe steigen. Zwei Brüder, Markus und Marcellian, waren wegen ihres Bekenntnisses Christi gezeißelt und zum Tode verurteilt worden. Ihre angesehene heidnische Familie hatte einen Aufschub der Todesstrafe von dreißig Tagen erwirkt und bot alle Kräfte auf, sie zum Abfall zu bewegen. Die gramgebeugten Eltern, die zwei schluchzenden Gattinnen mit ihren Kindern umlagerten die zwei Gefangenen mit Bitten und Tränen. Den jungen Männern wollte das Herz brechen. Sebastian, der Zeuge dieser Szene war, griff selbst ein mit flammenden Worten: „Brüder, fasset Mut! Streiter Christi, ermanet euch, laßt euch die strahlende Märtyrerkrone nicht entreißen.“ Und dann rief er ihnen mit packenden Worten zu, was ihrer harrete und was ihre Pflicht sei. In ähnlicher Weise bemühte Sebastian seine Stellung am kaiserlichen Hofe, um Wankende zu stützen und neue Anhänger dem Herrn zuzuführen. Diese Tätigkeit konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Er wurde dem Kaiser Diokletian verraten, der ihn dem afrikanischen Vogenschen zum grausamen Tod übergab. Diese ließen ihn halbtot an der Richtstätte liegen, er kam aber wieder zu sich und nach einiger Zeit, als seine Wunden verheilt waren, stellte er sich wieder dem Kaiser, der ihn dann mit Stöcken todschlagen ließ.

Eine überaus liebliche Gestalt unter den Heiligen der Katakomben ist die heilige Agnes. Sie, wie auch Sankt Sebastian sind uns durch die Erzählung „Fabiola“ sehr nahe gerückt worden. Agnes, vornehm nach Geburt und Gesinnung, sollte dem Sohn des Stadtpräsidenten verlobt werden. Sie verschmähte ihn aber und sagte ihm: Laß ab von mir, du Speise des Todes; einem andern schon bin ich verlobt, dessen Leben unschuldig, dessen Adel der älteste, dessen Macht die größte, dessen Schönheit die reizendste, dessen Liebe die zärtlichste ist, den ich einzig, ewig, unaussprechlich liebe. Der verschmähte Liebhaber zeigte sie nummehr als Christin an, und der Richter ließ seine ganze Grausamkeit an der Jungfrau aus und verlegte auf das empfindlichste ihre weibliche Schamhaftigkeit. Endlich wurde sie auf den Scheiterhaufen gebracht und mit einem Dolche durchbohrt, am 21. Januar 304, erst dreizehn Jahre alt.

Alle drei erwähnten Märtyrer haben in der Urkirche große Verehrung erlangt, und über ihren Katakomben erheben sich prächtige Kirchen.

Mit dem Einfall der Goten in Italien hörte die Sitte auf, die Christen in den Katakomben zu bestatten. Es entstanden die oberirdischen Friedhöfe. Die Unsicherheit in Italien während der Völkerwanderung, die mehrfachen Belagerungen und Plünderungen der Stadt Rom ließen die Katakomben nach und nach ganz vergessen, so daß im Mittelalter die Erinnerung daran fast ganz geschwunden ist. Am 31. Mai 1578 stießen Arbeiter beim Graben eines Brunnens auf Mauerreste, die sich als Mauerwerk der christlichen Katakomben herausstellten. Die er Tag war gleichsam ihre Reuentdeckung. Seit dieser Zeit haben die Päpste nicht aufgehört, bedeutende Summen für die Ausgrabung und Erforschung der Katakomben auszuwerfen. Namentlich Papst Pius IX. und Leo XIII. waren sehr freigebig in dieser Hinsicht. Der bedeutendste Katakombenforscher war de Rossi (1822—1894), ein römischer Gelehrter, der Begründer der christlichen archäologischen Wissenschaft.

Wenn man bedenkt, daß die Gesamtlänge der Katakombengänge auf 876 Kilom. geschätzt wurde und etwa fünf Millionen Tote dort beigesetzt

wurden, dann versteht man, welche große Schätze für die Kenntnis des Urchristentums noch dort verborgen liegen. Ein großer Teil der bedeutendsten Katakombenanlagen, von denen es etwa 40 gibt, harret noch der Erforschung, aber jeder neue Fund, jeder Spatenstich, gibt Kunde von dem reichen geistigen und religiösen Leben der ersten Christen und beweist, daß sie echt katholische Christen waren und eins mit uns in Glauben und Sakrament.

Dre.

St. Augustin — Bisher und Kirchenlehrer

(28. August.)

Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir, o Herr! (St. Augustin.)

Wenige Heilige haben ihr Leben knapper und umfassender gekennzeichnet als es durch die eben angeführten Worte: St. Augustin, der große Bisher und Kirchenlehrer getan hat.

Augustin wurde am 13. November 354 zu Tagaste in Nordafrika geboren. Sein Vater Patricius wurde erst kurz vor seinem Tode getauft, seine Mutter Monika war eine eifrige Christin, für den Mann und den Sohn nebst Gottes Gnade Führerin zum Heile. Vorher sollte der Sohn aber erst noch für sie ein Kind der Schmerzen und Tränen werden.

Des Kleinen lebhafter Geist wollte sich anfangs gar nicht in die Regeln der Schule zwingen lassen, lesen, immer wieder lesen, das war seine Lieblingsbeschäftigung. Und er las fast nichts als die fesselnden heidnischen Dichter. Diese weckten dann in Augustin ein Feuer, das ihm schließlich über dem Kopfe zusammenschlug. Daß er nach der Vorbereitungsschule im Vaterhause die fast noch ganz heidnische Stadt Madaura aufsuchte, um dort seine Studien fortzusetzen, war für ihn nicht weniger verhängnisvoll.

Mit sechzehn Jahren kam er dann nach Karthago, der Hauptstadt Nordafrikas, um sich dort zum Redner und Rechtsanwalt auszubilden. Er machte große Fortschritte in den Studien, aber auch in der Leichtgläubigkeit. Eine unbändige Sinnlichkeit und eine maßlose Vorliebe für die sittenlosen Schauspiele ließen ihn immer tiefer im Schlamm der Sünde versinken. Dem Vater lag wenig an dem losen Leben seines Sohnes — er war ja ein tüchtiger Student und versprach für die Zukunft das Beste — die Mutter war dafür untröstlich ob der leidenschaftlichen Ausgelassenheit ihres Augustin — nur im Gebete fand sie Trost und Hoffnung, das ihr Sohn noch einmal den Weg zu Gott und dem Guten finden werde.

Fürs Erste waren allerdings die Aussichten nicht groß, denn Augustin schloß sich der Sekte der Manichäer an; neun Jahre lebte er als „Hörer“ in ihrer Gemeinschaft: ohne Licht und Gnade ein Weltkind in des Wortes schlimmster Bedeutung.

Von 375—78 lehrte er dann als gefeierter Redner in Tagaste die Rednerkunst. Plötzlich verschwand er zum größten Schmerze seiner Mutter, die unterdessen Witwe geworden und tauchte in der Weltstadt Rom auf. Und gerade hier in der Weltstadt, wo ihn alles an die Welt fesselte, lösten sich zuerst die Fesseln, die ihn ans Verderben banden — er bekam genug von den Phantastereien der Manichäer.

Lange hielt es ihn nicht in Rom. Er folgte einem Rufe an die Rhetorenschule zu Mailand, weil ihm dort ein größeres Gehalt in Aussicht stand. Er zog weltlichen Gewinnes wegen hin, sollte dort aber für die Ewigkeit unendlich mehr gewinnen.

Auf dem Vortrage von Mailand sah damals St. Ambrosius. Die Predigten dieses großen christlichen Redners und die Schriften des großen hl. Paulus nahmen den in tiefster Seele auf Großes gerichteten Augustin in ihren Bann und eroberten ihn für Gott — Ostern 387 empfing er aus Ambrosius' Hand die hl. Taufe.

Von da ab ging das ganze Streben Augustins dahin, das vergangene Leben dadurch abzuhäuten, daß er die noch übrigen Lebenstage ganz in den Dienst Gottes stellte — so wurde er der große Bisher und der größte der lateinischen Kirchenlehrer.

Noch im Jahre der Taufe starb seine hl. Mutter; sie starb froh, da sie ihren Sohn auf der Seite ihres Gottes sah. 388 lehrte Augustin nach Afrika zurück. Drei Jahre führte er dann ein ganz zurückgezogenes Leben, wurde 391 Priester, dann Bischof des Bischofs Valerius von Hippo, und als dieser gestorben, selbst Oberpriester dieses nordafrikanischen Sprengels. Was der Heilige als solcher geleistet, was er durch seine geistmächtigen Schriften der Kirche seiner Zeit und aller Zeiten war, das kann keine Feder schildern.

Augustin war dann an die Spitze seiner Kirche gestellt, da sammelte er seine Priester und Mitarbeiter um sich, um in gemeinsamem, Gott zugewandten Leben für die Erfüllung jeglicher Hirtenpflicht Anregung und Gnade zu erhalten. Eine gleichförmige Kleidung deutete dieses gemeinsame Höhestreben auch nach außen an — der Heilige hat mit dieser Einrichtung dem abendländischen Mönchtum die Wege geebnet.

Die großen Gnaden, die er so in der Stille und in gemeinsamem Gebete erhielt, flossen dann hinaus in seine kleine Diözese und die große Kirche Gottes. Den Gottesdienst hielt er mit andächtiger Würde; das Wort des Herrn verkündete er mit unermüdlichem Eifer und augenscheinlichem Erfolge; mit seiner nur noch dem Herrn geweihten Feder griff er überall hinein, wo die Interessen seines Meisters es forderten. Die Irrlehre des Pelagius hat Augustin zum Tode niedergeschmettert, dabei hat er die katholische Gnadenlehre mit siegreicher Gewalt und Klarheit dargelegt. Die Irrtümer der Manichäer und Donatisten traf er gleich überwältigend. Doch nicht nur dem Irrtum galt sein Kampf im Dienste der Wahrheit; er hat diese selbst auch so meisterhaft dargestellt. Er gab der Kirche die erste Anleitung zur Erklärung der schlichten, christlichen Wahrheit, die erste Katechetik, er schrieb den Priestern die erste Anleitung zur würdevollen Verwaltung des Predigtes. In seinem Buche: „Ueber das Reich Gottes“ hat er die Geschichte der Menschheit mit dem Blicke des christlichen Philosophen übersehen und den christlichen Staatsmännern aller Zeiten die treffendsten Richtlinien vorgezeichnet. Ueber christlichen Glauben und christliche Tugenden hat er verschiedene Werke hinterlassen, die Bücher der hl. Schrift in Predigt und Schrift feine und tiefgründig erklärt. In den ergreifenden Schilderungen seiner „Bekenntnisse“ singt er seinem Gott ein begeistertes Danklied, der sündigen Menschheit aber einen Trostgesang voll erhebender Kraft.

Nicht nur mit seinen Geistesgaben diente Augustin Gott und der Menschheit — Leib und Leben, Gab und Gut stellte er in ihren Dienst. Nichts behielt er für sich, alles, was er war und hatte, riß er in heroischer Hingabe von sich los, um es seinen Brüdern und durch deren Hände seinem Gott zu geben. Sein Herz, das einmal ganz der Welt und ihrer sündigen Freude gehört hatte, schlug lobend für die große Ewigkeit, bis er ganz geläutert in sie einging — es war am 28. August 440.

Alle Ruhe, die nur tränenenden Augen zu Gott aufschaut, die Hände aber katenlos ringt, ist im besten Falle eine halbe Ruhe. Vom hl. Augustin sollten wir lernen — wir haben alle zu büßen! — daß energisches Einsetzen all unsere Kraft im Dienste Gottes und der Menschheit die schönste, fruchtbarste und oft auch schwerste Ruhe ist!

Nicht Tränen, sondern Taten waschen ab,
Was Sünd'ges eine Tat dir angehängt!

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(3. Fortsetzung.)

Wesen und Begriff der christlichen Mäßigung.

„Mäßhalten in allem ist schwer!“ so lautet ein bekannter Ausspruch der vorchristlichen Heidentum. Doch dies Wort hat auch heute noch seine Bedeutung. Und ganz und gar das rechte Maß in allem einhalten, kann nur der, dem Gottes

Licht leuchtet, den Gottes Gnade stärkt; kann nur der, bei dem die Tugend der Mäßigung in tiefster Seele wurzelt.

Sie wird gewöhnlich erklärt als „jene Tugend, die nicht nur alle unordentlichen Neigungen und sündhaften Gelüste, vor allem des Geschmades und des Gefühles im Zaume hält, sondern auch allen anderen sittlichen Tugenden ein gewisses Maß und Ziel setzt, damit nicht zu wenig und nicht zu viel geschehe.“

Die christliche Mäßigung ordnet sonach und bezieht:

1. Die sündhaften Neigungen und Leidenschaften, insofern fällt sie zusammen mit den Tugenden der Keuschheit und Mäßigkeit, von denen in späteren Artikeln die Rede sein soll.

2. Die Sorge für den Leib und die irdischen Güter.

3. Zeigt sie allen Tugenden das rechte Maß und Ziel in ihrer praktischen Anwendung. Die beiden letzteren Punkte sollen hier zunächst ausgeführt werden.

Die Tugend der christlichen Mäßigung, soweit sie die Sorge um irdischen Besitz leitet, besaß in hervorragendem Maße der große Bettler von Assisi. Er kannte in seinem festsitzierten Gottvertrauen keine Sorge um den kommenden Tag; er befolgte wörtlich das Wort der Schrift: „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen; jedem Tage genügt seine Plage!“ (Mt. 6, 34). Sein Lieblingsevangelium stand auf der Seite, wo geschrieben steht: „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen, noch für den Leib, was ihr anziehen werdet. Das Leben ist mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung. Betrachtet die Raben, sie säen nicht und ernten nicht, haben weder Keller noch Scheuer, und Gott ernährt sie. Wieviel besser seid ihr als sie?! Wer von Euch kann mit seinem Nachsinnen seiner Leibeslänge auch nur eine Elle zusehen? Wenn ihr nun auch nicht das Geringste vermögt, was forget ihr euch für das Uebrige? Betrachtet die Lilien, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; ich sage euch aber, selbst Salomon in seiner ganzen Pracht war nicht gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras, das heute auf dem Felde steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Darum fraget auch nicht, was ihr essen oder was ihr trinken sollt und schwebt nicht in der Föhe, denn nach allen diesen trachten die Völker der Welt; euer Vater aber weiß, daß ihr dessen bedürft. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles dieses zugegeben werden.“ (Mt. 12, 22—31.)

Da sagt mir einer: „Dies Evangelium konnte der Heilige gut befolgen; der ging einfach betteln, wenn er nichts mehr hatte. Und die guten einfältigen Leute mit den weichen Herzen und den offenen Händen, die trotz aller Kälte in der Welt nie ausstarben, gaben ihm natürlich immer!“ Nun, lieber Freund, so einfach ist das mit dem Betteln nicht! St. Franziskus arbeitete mit seinen Händen, wie er selbst in seinem Testamente versicherte, oder er stand mit seinen Brüdern direkt im Dienste des Herrn als Prediger und Seelsorger. Für diese seine geistige oder leibliche Arbeit nahm er auch Lohn an und zwar nur in Lebensmitteln, nie in Geld; erst, wenn die Leute den Lohn, den er doch verdiente, nicht gaben, bat er um ihn, ging also betteln nach dem, was er eigentlich verdient hatte. Wenn nun auch nicht jeder es machen soll und muß wie der unbekümmerte Heilige, so sollten ihm doch alle in der Ausbildung der christlichen Mäßigung insofern folgen, als sie:

1. Mäßhalten im Gebrauch der irdischen Güter.

2. Nicht allzu gierig — mit Verletzung der Gerechtigkeit — danach streben.

3. Den Verlust irdischer Güter als echte Christen tragen.

Daß das Mäßhalten im Gebrauche irdischer Güter nicht leicht ist, zeigt ein Blick aufs Leben rings um uns. Es ist, wie wenn die Welt überhaupt das Mäßhalten verlernt hätte, wie wenn

die Maßlosigkeit Herrin der Welt geworden sei. In Kleidung, in Wohnung, in Nahrung, sich mit dem Notwendigen begnügen, damit zufrieden sein, gibts gar nicht mehr. Die Zugaben zum Notwendigen im Leben werden täglich größer. Am diese Zugaben ringt man fast mehr wie ums Notwendige! Wieviel Unheil bringt dies Hasten nach dem Ueberfluß! Nur die christliche Tugend der Mäßigkeit wird den Menschen, den Christen abhalten, immer bis an die Grenze des Möglichen, des Erlaubten, des Zustehenden zu gehen; sie wird ihn lehren, aus übernatürlichen Gründen sich eine Einschränkung aufzulegen, und diese Einschränkung rät sie an, weil so die Seele besser gedeiht, weil so der Leib nicht zu üppig wird, weil so für den darbenenden Mitmenschen etwas übrig bleibt, weil so Schätze erworben werden, die „der Rost nicht verzehrt und die Motten nicht auffressen.“

In Wohnung maßhalten! Das wäre klug und auch christlich, wenn die unteren und mittleren Stände statt allen Munder der oberen Behntausend in der Ausstattung mitzumachen, das Geld für freiere und größere Räume sparten, die in einfacher Ausstattung viel eher das Glück und den Frieden beherbergen und halten als dumpfe, enge mit passendem und unpassendem Ernfraus ausgestattete Zimmer.

„Licht, Luft ins Haus —
Und beide kosten nichts!“

In Kleidung maßhalten! Nicht nach der Mode fragen, sondern nach den Rücksichten, die Gesundheit, Ehrbarkeit, Geschlecht, Stand und auch die echte Schönheit geltend machen; sie alle raten zum Maßhalten und warnen vor Uebertreibungen und Luxus!

„Nenich, all's, was außer dir,
das gibt dir keinen Wert.

Das Kleid macht nicht den Mann,
der Sattel macht kein Pferd!“ (Silesius.)

In Nahrung und Erholung maßhalten! Wenn der Mensch die Gebote der christlichen Mäßigkeit in diesen Punkten berücksichtigt, nicht nach Scham und Mangel hascht, sondern nach dem, was wirklich nährt und aufleuchtet, hätten wir bald ein gesünderes und glücklicheres Volk!

Und auch maßhalten in der Ausbildung! Jeder Mensch soll streben und thätig voran! streben, das verlangt der gottverliehene Drang in seiner Brust; aber dies Streben soll mit Maß geschehen; nur wer die Kraft dazu besitzt, soll in die Höhe streben; wer sie nicht hat, der strebe mutig und ergeben auf gerader Bahn voran — für ihn liegt dort das Glück und ihn würde der Flug zur Höhe schließlich zum Absturz bringen!

So bringt das Maßhalten im Gebrauch irdischer Dinge natürliche Vorteile und ewige Güter, und noch nie hat das bekannte Wort Gellerts zum Unglück geführt; es heißt:

„Genieße, was die Gott beschrieben,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last!“

Die Wshows

Von Hanns Gisbert.

„Unser Vater ist net fürs Geschäft.“ Sagt die schlafte Försterin, wenn ihr Mann so ernst und gerade durch die Reihen der Gäste schreitet, die oft und gerne in der grün umhüllten Buchenau einkehren, um Waldbrot und Waldbrot zu genießen. Gemessen, nicht unfreundlich erwidert er deren Gruß; aber Frau Wsheth als rheinisches Wirtstochterchen weiß, was sich für einen Wirt schick, der gute Geschäfte machen will, und wie angenehm die Gäste berührt sind, wenn ein paar Worte mit ihnen gesprochen werden, über den Stand der Saat, die Baumbäume, über die Kriegslage im allgemeinen und die verb... Engländer im besonderen. Aber der Wshow ist nur Förster; Frau Wsheth ist die Wirtin. „Et is ja net wegen mir, dat ich oft jede Woche sein wie der Teufel oft er arm Seel; et is ja wegen dem Valentin. Weil er doch studiere soll.“ Und da muß es die Frau Försterin, die ihren Mann liebt und verehrt, wie es nur möglich, und noch immer stolz darauf ist, daß er gerade sie erkoren hat, doch ein wenig ärgern, daß er so wenig weltlich handelt. Warum muß er den fremden Offizieren, die ihn im Walde nach einer Einfahrt fragen, mit gerade nach der Rheinluft weiten, die doch noch gut hundert Schritte weiter entfernt von dem Frangenschloß, wo die Schützengraben im Walde aufgeworfen sind, liegt, als die Buchenau?

Warum zeigt er auf ihre Frage: wo man die Leute rasten lassen kann, nur ausgerechnet die Teufelsche, wo man doch keinen schöneren Ausblick auf den Rhein finden wird als den Buchenschloß? Und man hätte das Pfaffenbier so bequem dorthin tragen können... Sie gibt es den Soldaten billiger, als irgend jemand in der Umgegend; man müßte ja ein Herz von Stein haben, wenn man den braven Jungens, die Gut und Blut fürs Vaterland wagen sollen, zuviel abforderte. Besonders, wenn man selbst einen dabei hat!...

Still und etwas schuldbehaftet hört der Förster seiner Gattin scherzende Bormärse; nein, er ist nicht fürs Geschäft. Es ist ihm oft, als müßte er der fleißigen Frau, die sich nicht scheut, die Gäste selbst zu bedienen, wenn Trautchen oder Setta nicht zur Hand sind, Gläser und Teller aus der Hand nehmen. Er ist doch königlicher Revierförster, kein Wirt... Aber dann reißt er sich wieder zusammen. Es ist ja für seinen einzigen, den Valentin. Der soll werden, was er nicht werden konnte...

Drei in der guten Stube unter den Birsch- und Rehgeweißen hängen die Bilder der Wshen, die alle ihr Herz dem Wald geschenkt hatten, und einer ist darunter, der Großvater selig, der hat's sogar zum Forstmeister gebracht. Bei ihm hat's nicht gereicht, weil der Vater im Krieg 70 gefallen ist, und die Mutter mit den vielen Kindern jenseits mußte, wie sie sich durchbrachte. Ihr Bruder in der Stadt wollte damals den aufgeweckten Jungen gerne in die Lehre nehmen und ihn zu Ehren und Ansehen bringen; aber das gab's nicht bei dem Knaben.

Die Wshows hatten dem Walde gehört, so lange die Erinnerungen reichten; er wollte, wie sie alle im Walde leben und sterben. Und wie er, so der Valentin, sein und seiner Frau einzige Freude; denn das Mädchen, mit dem die Frau Försterin unglücklich gewesen, als sie in Sorge um ihren Mann in dunkler Gewitternacht die wüßliche Stiege verließte und einen Sturz tat, ist nur eine große Sorge. Licht und häßlich wie ein Frühlingstag ist es mit seinem zartblonden Haar, der hellen Haut und den dunkel umrandeten blauen Augen, aber seine feine Sinne hat es nicht beieinander. So heiter und froh kann es in der Sonne sitzen, mit Waldblumen und bunten Steinen spielen, oder sich am Klavier eine Melodie zusammenstellen. Aber lernen konnte es nicht, und schaffen kann es auch nicht. Es ist keine Kraft in dem Knochenbau, sagt der Landarzt; das kommt vom Gehirn...

Mit diesem Schwermut schaut Hubert Wshow oft auf sein unglückliches Kind; aber die Frau, der Sonnenschein und der glückliche leichte Sinn, den er sich dort unten am Rheine als heiteren Gegenpart seiner schwerblütigen Art geholt hat, plaudert ihm die Sorge von der Stirn. „So lang et uns hat, geht ihm nir ab. Un so froh is et un vergnügt. Goldig sieht's aus mit seine blaue Augenlider um dene blonde Vöckelcher, grad zum Kisse. Un wenn ich, was der liebe Gott verbißte soll, vor ihm steh, ba hat's noch immer de Valentin. De Valentin verläßt et im Leben net.“

Der Valentin, das ist das Mytha und Omega aller Gedanken und Wünsche. Voll Stolz hat der Förster seinem hohen Vorgesetzten, als er zur Beförderung oben war, den letzten Brief seines Jungen gezeigt. Als Bzefeldweibel ist der junge Student der Forstwissenschaft ins Feld gezogen, ist zum Leutnant und Kompanieführer avanciert und hat sich vor Warschau das erste Kriestrenn, zum zweiten geholt. Wie der Junge das beschreiben kann! Unter den Ahnenbildern in der guten Stube steht stolz der Förster, schliefet sein Weib enger an sich. „Das ist Ainer, der Valentin...“

Und dann kommt ein Tag, an dem der Förster eine eigene, engbeschriebene Karte in der Hand hält, die lange gereist und zu ihm zurückgekehrt ist. Mit blauer Tintenschrift ein Vermerk daneben: „Verminst...“ Du guter Gott! Verminst. Wie ein Bild von Stein steht der Förster, und dann geht er in den Wald. Eine lange Stunde bleibt er aus. Aber als er nach Hause kommt, sieht man ihm nicht an, was er mit sich durchgemacht hat. Die Frau braucht sich nicht zu ärgern; es ist ja die Hoffnung nicht ausgeschlossen.

Alle Nachforschungen sind vergeblich. Tage und Wochen vergehen, und keine Spur. Und als der Förster wieder einmal unter einem Vorwand in die Stadt gegangen, wird ihm die erschütternde Nachricht, daß das Regiment nunmehr den Tod seines Sohnes als gewiß ansehe.

Als er heimkehrt, sitzt das Mädchen, wie so oft, auf den Stufen der kleinen Marienkapelle und wendet einen Kranz von Waldblumen um das Bildnis der Himmelskönigin. Die Augen sind mit einem unirdischen Ausdruck ins Weite gerichtet, als schäue es in eine andere Welt. Leise singt es vor sich hin ein Marienlied.

Bewegt nimmt der Förster sein Kind an der Hand, das einzige, das ihm geblieben. In die gute Stube, unter die Bilder des Vaters und seiner Vorfahren tritt er, die nichts anderes gekannt haben, als ihre Pflicht gegen Kaiser und Reich. Er ruft die Frau und sagt ihr alles. Die Gestalt strafft sich; keine

Stimme klang noch, aber fest. „Unser Valentin ist nicht mehr. Er war unser Stolz und wird es bleiben. Gefallen ist er, gefallen fürs Vaterland, für unsere heilige und gerechte Sache, als der Tapferste einer. Meine nicht um ihn! Sein junges Leben ist vom schönsten Tode gekrönt worden.“

Schwer ist die Frau in den Lehnstuhl gesunken; ihr ist, als ob die Sinne ihr vergingen. Dann faßt sie sich. Feierlich klingen ihre Worte. „Der Herr hat ihn uns gegeben, der Herr hat ihn genommen. Des Herren Name sei gebenedeit!... Wader, wir wollen in Tränen wol sein auf ihn.“ Dann übermannt sie das Gefühl; weinend schmiegt sie sich an des Vaters Arm.

Eine kleine Hand faßt nach der ihren. Eine helle Stimme spricht leise und bestimmt: „Der Valentin kommt wieder.“ Die Augen des stillen Kindes schauen, wie in ferne Welten. Er kommt wieder... Täglich wiederholt Mädchen seine Behauptung, die fast wie eine Prophezeiung klingt. Täglich sitzt es vor dem Bildnis der Gebenedeiten und wendet ihre bunten Sträuße und Kränze. Und schaut den Weg hinunter, der von der „lichten Höhe“ hinab zur Stadt führt.

Er kommt wieder... Zuerst haben die Worte des Kindes den Schmerz der Eltern noch erhöht; jetzt stärkt die Mutter es nicht mehr. Sie pflicht ihm selbst Mtern und Dahlen im schon herrlichen Gärten. Wenn des Kindes Gebete auch den Toten nicht ins Leben zurückrufen können, so mögen sie doch vielleicht ihres Liebings armer Seele... Im Gebete findet sie Trost und im Bewußtsein, daß ihr Valentin nicht umsonst gestorben. Sieg auf Sieg: Warschau, Moangorod, Kowno, Brest-Litowsk!... Wsheds studiert sie mit dem Förster die große Landkarte und hört eifrig, was er aus dem Blatt vorliest.

Mädchen kommt mit dem Post-Hubert, der auf dem Wege nach Lissenborn den Umweg über die Buchenau macht, um die Briefschaften selbst abzugeben, statt sie, wie sonst, ihr in die Hand zu drücken. Neugierig steht er am Gitter und schaut der Försterin zu. Es ist eine Karte darunter, eine Karte...

Eine Karte vom Valentin!... Wieder bohrt sich das Schwert in der Eltern Herz. Ein letztes Wort des Toten, das bis jetzt in der Welt herumgeirrt ist. Wie ein Gruß aus dem Grabe scheint es ihnen...

Die Försterin läßt die Hand mit der Karte fallen... Behnützig senkt sie auf. Da begegnet ihr Bild des Kindes Auge. Leuchtend ist es auf sie gerichtet; wie verklärt ist das zarte Gesichtchen.

Eine Ahnung durchdringt das Mutterherz. Noch einmal schaut sie auf die Karte und findet ihr frohes Lächeln bestätigt. Ist es denn möglich? Es schwebt ihr vor den Augen... Und doch, es muß ja schon Wahrheit sein. Erst vor fünf Tagen ist die Karte abgesandt...

Fast schreit sie es heraus. Und dann liest sie die Karte mit dem Förster, Hand in Hand. Eines an den Anderen gelehnt. Sie ist aus dem Feldlazarett zu E... Nein, es ist kein Traum. Das unmögliche Scheinende ist gescheit. Da steht es klar und deutlich. In heißem Gefecht war Valentin verwundet worden und zusammengebrochen. Man hatte ihn als tödlich Verwundeten liegen lassen müssen, und dann hat er in einem feindlichen Lazarett sich wiedergefunden. Da hat er lange Zeit gelegen im tiefen Fieber, seiner Sinne nicht mächtig. Nachdem die Deutschen die feindliche Festung mit dem Lazarett eroberten, sei es sein Kriest, den Eltern, die durch sein langes Schweigen wohl beunruhigt seien, Nachricht zu geben. Er sei ganz auf der Besserung und erhalte in wenigen Tagen Heimaturlaub zur Erholung.

Frau Wsheths Kraft, die tapfer dem Leid widerstanden hat, droht vor der großen, aber fast wunderbaren Freundennachricht zu versagen. Aber der Gatte richtet sie auf, und das Kind mit den verwirrten Sinnen schlingt ärtlich die Arme um sie: „Mutter, der Valentin kommt ja!“

Täglich ist es nun vor der Marienkapelle, von der man bis zur lichten Höhe hinabsehen kann, und wartet des Bruders. Und kommt eines Tages mit dem schlanken Burschen gegangen, der der Mutter fast noch gewachsen zu sein scheint und froh, wenn auch noch etwas matt aussehend: „Der Valentin ist da.“ Und streichelt ärtlich die starke Hand des Bruders.

Das ist ein Wiedersehen! Nicht sattsehen können sich die Eltern an dem Sohne, der ihnen verloren war und ihnen neu geschenkt worden ist. Er muß erzählen, erzählen...

Nicht lange haben die Wshows ihren Sohn, Waldb-lust und das Behagen im Elternhause geben ihm bald seine Kraft zurück. Und es duldet ihn nicht daheim, wo draußen des Reiches Schicksal entschieden wird, wo deutsche Kraft und deutsche Treue siegen sollen gegen die Niedertracht der rings sich erhebenden Feinde. Der Förster hält Valentin nicht. Und die Försterin wird von der Begeisterung ihrer Leben mit fortgerissen.

Im Walde nimmt der Vater zum zweiten Male Abschied von seinem Sohne. Die Försterin begleitet ihn noch ein gut Stück Weges hinunter, ehe sie ihn g... und doch trauernden Auges ihre Segensworte...

mitgibt. Blüthen ist am Kapellchen stehengeblieben und winkt dem Bruder ihre Grüße mit dem Tuche nach. Als die Försterin zurückkehrt, sitzt es mit seinem Kränzlein und Blumen mit gefalteten Händen unter dem Bilde der Himmelskönigin. Seine leuchtenden Bergschneehaare schauen unter den dunklen Wimpern in die Ferne, wie die einer Seherin: „Der Valentin kommt wieder...“

Fliegeralarm

Skizze von Marie Wasserburg, Karlsruhe.

Die ganze Lust erfüllt von Sonne! Blanke Schweiß perlen glitzernd die Fülle von Licht zurück, an den weißen Mauern flutet es vorüber, taucht in die verstreuten Winkel, verdrängt alles Düstere. Sonnen-gold flutet auf den Messingkanten der Häuser, so daß sie aus reinem Golde geschmiedet erscheinen, schimmert über die schlanken Leiber der Schwalben, die im Fluge schillernde Mäden haschen. Sonnengold wandelt die Dachrinnen in silberne Bänder, liegt auf Dächern und Straßen, in denen sich fröhliche Kinder tummeln. Auf der hohen Bürgermeisterei steigt sich Karo. Ihn kümmern nicht die girrenden Tauben, die ihn tändelnd umkreisen. Schläfrig blinzelt er in die Sonne, die es heute so gut meint. Sogar Großes Großvater hat sie herausgelockt, die liebe Sonne? Er hält ihr den heißen, alten Rücken hin, damit sie ihm den quälenden Gast, den Rheumatismus, hinausjage. Die schwachen Augen mit der Hand beschattend, blickt er hinauf zu dem wolkenlosen Himmel. „Flieger-wetter“, murmelt er, „richtiges Flieger-wetter!“ In demselben Augenblick, als hätten diese Worte die unerbetenen Gäste herbeigezaubert, ertönt der schrille Pfiff der Sirene. „Flieger, feindliche Flieger!“ Mit elementarer Gewalt pflanzt sich der Ruf durch Gassen und Gäßchen. Der Sirene auf dem Rathaus gesellen sich jene in den Fabriken zu, ohrenbetäubendes Geheul — jetzt ein Schuß. „Flieger! Feindliche Flieger!“ ruft es wiederholt aus irgend einem Hof. Rolladen ras-feln herunter, immer stärker heulen die Sirenen, die jetzt jedes andere Geräusch verdrängen. Still, ganz still ist's geworden. Alles Leben erloschen, sogar die Tiere haben sich verkrochen, und über der wie aus-gestorbenen Stadt heulen schaurig die Sirenen, donnern dumpfe Alarmschüsse! Hier steht eine verlassene Al-lei, Bersonal wie Fährten haben in den Kellern der nächsten Häuser Schutz gefunden; einsam der Milch-wagen, eine Kanne ist noch auf dem Bürgersteig stehen geblieben, sein Venster hat sich in Sicherheit gebracht. Dort eilt in weiten Sprängen ein verspäteter Brief-träger über den Marktplatz. Auch er verschwindet alsbald, und mit ihm das letzte Lebewesen außerhalb der Häuser. Und immer lauter, immer eindringlicher fingen die Sirenen ihr Sturmlied!

Das hält die Bewohner gebannt in den sicheren Kellern. Eine junge Frau steht an die Wand gelehnt, ihr kleines Kind in Lächer geschlagen, an die Brust gedrückt. Aus dem Bad hat sie es genommen, bei dem ersten Ton der warnenden Stimme ist sie mit ihm hinuntergeschlüchtet. Die Kinder, im ersten Augenblick verstummt, haben die Sprache wiedergefunden. Das plappert und schnattert durcheinander... „Still, — ich meine, es hört auf!“ Niemand achtet der Worte, auch die Kleinen lassen sich nicht hören, bis der aus einem Häuschen sitzende Straßenkehrer energisch Ruhe gebietet: „Horch, Propeller — sie sind über uns...“

„Keine Angst, das sind unsere, die hoch gehen“, beruhigt ein Feldgrauer, der nur eine Sorge kennt, daß ihm das Bleichen nicht ausgeht. Das schmeichelt er gemächlich weiter. Was sind ihm hier unten im sicheren Keller ein paar Fliegerbomben, ihm, der aus dem Schützengraben kommt... „Es ist jemand an der Haustür!“ — „Ach nein, die ist ja offen.“ — „Mutter, du bleibst hier“, schreit gebietend ein zehnjähriger Junge, als seine Mutter Anhalten macht, hinauszugehen, um nachzusehen, ob nicht doch jemand an der Tür sei. Wirkungslos als dieser Befehl ist der donnerähnliche Knall, der dicht neben ihr einschlagen scheint. „Eine Bombe!“ flüstert sie, entsetzt zurückweichend, „sie müssen gerade über uns sein!“ Und wieder ratternde Propeller! Die kleine Diefel hat ihren Rosenkranz hervorgeholt. „Der für uns Blut geschwitzt hat“, betet sie laut. Nimm nur den Rosenkranz, hat ihr Religionslehrer gesagt, als sie ihm ihre Angst geklagt. Und wie das Kind, so läßt auch das auf einer umgestürzten Miste sitzende Mütterchen die Perlen durch die zitternden Finger gleiten.

Wange Minuten.

An Stelle des Sirenengeheul's seien langgezogene Magerdöne ein. Mein Gott, mein Gott, da liegt ein Verwundeter! Atemlose Stille, und Stille auch draußen. Verstummt die Sirenen, kein Laut bringt herunter. Schwerfällig klappt der Feldgrauer hinauf, die anderen zögern noch immer. Nicht lange, da erscheint er wieder an der Kellertür. „Kommt nur, es ist aus“, ruft er ermunternd hinunter. „Und verdonnert ist grad auch niemand. Das war die Si-rene von der Gutenbergstraße, die macht immer so, ehe sie aufhört.“

Da steigen sie erleichtert hinauf, doch die obersten drehen sich schon wieder um. Leises Rischen schwirrt durch die Luft. Aber es ist nur die Gesteirische, die ihre Fahrt wieder aufgenommen. Mit beständigem Lachen verschwinden die Einzelnen hinter den Ber-schlüssen. Gott sei Dank, die Luftwaage da oben hatte hart ausgedauert, hatte die unheimlichen Vögel vertrieben, es war viel Lärm um nichts gewesen!

In weniger als einer Minute tummeln sich die Kinder auf der Straße, Schwalben schweben auf und nieder, majestätisch trottet Karo der verlassenen Lager-stätte zu, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Der Milchmann greift zu seiner Kanne, das Leben pulsiert wieder, ist da aufgenommen worden, wo es durch das Heulen der Sirenen gebannt gewesen. Selbst der Großvater setzt sich wieder auf seinen Rehnstuhl, rückt die Brille zurecht und nimmt die verlassene Zei-tung aus der Hand.

Da mit einem Male: „Flieger! Feindliche Flieger!“ Gellende Schreie, krachend fällt ein Brett zur Erde, schrille Pfiffe, langgezogene Wimmern... Es ist nichts! Die Kinder haben „Fliegeralarm“ in ihren Spielplan eingestellt, und ein ganz besonders talentierter Junge bemüht sich mit glänzendem Erfolg, die verhallenden Magerdöne der Sirene nachzuahmen!

Geduld und ruhig Blut

O, nur Geduld und ruhig Blut,
Das Große wird gelingen,
Der Deutschen Kraft und Selbstenmut
Der Feinde Schar bezwingen!

Und wenn mit Satan sie im Bund,
Die Meuchler allerorten,
Bei uns tut Gottes Arm sich kund
Und bricht der Hölle Pforten!

Das blanke Schwert und das Gebet
In deutscher Treu' verbunden;
Ihr Weg durch Nacht und Grauen geht
Zu sommehellen Stunden!

O, nur Geduld und ruhig Blut,
Kein Bangen und kein Jagen;
An Gottes Kraft und deutschem Mut
Fehlt's nicht in diesen Tagen!

Schwer ist der Kampf, doch hoch der Preis,
Der Glück und Heil verkündet.
Das Volk sich treu behütet weiß,
Das eng mit Gott verbündet!

V. Sogel.

Ein Gottesdienst im Felde

Aus Jmerville erhält die „Deutsche Tages-zeitung“ einen Brief, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Ich komme mit einem Kameraden in die Nähe des kleinen Kirchleins unseres Dor-fes und traue meinen Ohren kaum, als mir daraus Orgelklang und Gesang entgegenklingt. Leise betreten wir die dunkle Kirche und sahen nun bei ungewissem Kerzenschein ein ergreifendes Bild. An einem großen Harmonium vor dem Hochaltar saß der Bizevachmeister einer Ar-tilleriemunitionskolonnie und spielte, so gut er konnte. An den Stufen des Altars knieten, Evan-gelische und Katholische durcheinander, Kanoniere und Trainsfahrer und sangen mit Jubelstimm „Gro-ßer Gott, wir loben dich!“ In den Bänken sahen manche, das Haupt tief auf die gefalteten Hände gelegt, in innigem Gebet des Gottes gedenkend, der sie bisher beschützte und der auch ihre Lieben daheim beschützen möge. Die meisten der Leute stammten aus Oberschlesien. Sie waren in tiefer Andacht versunken, keiner bemerkte unser Kom-men und unser Gehen. Am Ausgange hörte ich nur noch, wie einer gedämpft dem Harmonium-spieler zurief: „Noch einmal! Es war zu schön!“ So hatte der tiefe, religiöse Sinn der Kinder des Volkes die Leute aus innerem Drange dazu gebracht, für sich selbst einen kleinen Gottesdienst zu veranstalten und ohne Befehl ihrem Gotte zu danken und mit ihm Zwiesprache zu halten.“

Die Wallfahrt nach Kiedrich

Im fruchtbaren Rheingau, nicht weit ab von der erhabenen Wasserstraße des Rheins, in der Nähe des Schienenstrangs, der die Flüge von Köln nach Mainz und umgekehrt auf und ab rollen läßt, liegt der reizende Flecken Kiedrich. Ruinen und

Weinberge umgeben den Ort wie überall die Städt-chen und Dörfer am Rhein, und in alten Wirts-häusern auf schattigen Terrassen schlürft man die Bese dieser Berge, goldig-gelben oder blutig-roten Wein aus Pokalen.

Ein Jbühl ist der winzige Marktplatz von Kiedrich; Lindenbäume umsäumen seine Quelle, das Brunnlein rauscht im feinen Silberstrahl empor und benezt die Blätter; ein liebliches flüsterndes Geraune ist unter den Linden. Die alte Diele des Gasthauses Zum Engel lockt zum kühlen Trunk des köstlichen Nasses, und auf der kleinen Terrasse ist gut sein, sei es nun in der Morgenfrühe, wenn die Sonne anfängt, langsam den Tau von den Wegen zu nehmen, und drüben die Schiffsirenen frohlockend der Dampfer Fahrt zum Niederrhein ankündigen — sei es in der Mittagsglut, wenn die Sonne triumphierend vom Zenit des Himmels sengende Strahlen heruntersendet und der Hund an den Brunnenrand tritt, die lechzende Zunge zu kühlen, die Hühner wohligh gluckend auf der Weiterstange sitzen und zu ihrem Pascha-Pahn hinüberblinzeln — mag abends im Mondenschein die unruhige Welt sich anschicken, zur Ruhe zu gehen und Sha-lespeares Sommernachtsphantastien erwachen — immer, immer ist's gut sein hier.

Durch das grüne Laubdach des großen Baumes vor dem Hause sieht man rechts die St. Michaelskapelle und zur linken Hand die St. Valentinikirche. Das ist der heilige Winkel von Kiedrich, der geheimnisvolle, uralte-historische Platz der Wallfahrt von Kiedrich.

Als einst eine Seuche ausbrach, errichtete man auf den Bebeinen der Toten jene wunderbar schöne Kapelle in reinster Gotik, welche heute noch mit Recht als ein Juwel des herrlichsten Kirchenstils gepriesen wird. Wahrscheinlich wurde bereits im 11. Jahrhundert der Grundstein unter der Herr-schaft des großen Erzbischofs Willigis von Mainz gelegt. Dieser Kirchenfürst, aus dem Volke her-vorgegangen, aber mit dem königlichen Auftreten, schuf und förderte prächtige Bauten in seiner Um-gebung. Edle, Ritter, Burggrafen stifteten Geld und schlossen sich an, sie bauten sich Zelle, und ihrer Hände Arbeit schichtete Stein auf Stein, um das Werk erstehen zu lassen. Und starb ein Pilger, so ruhte sein Leib in der geweihten Erde des Gnaden-ortes. Es kamen andere, viele aus entfernten Ge-genden, um selbstgewählten Frondienst zur Ehre Gottes zu tun, um in Andacht, in Buße an dieser Stätte verweilen zu dürfen, im Bannkreis des Kirchleins St. Michael von Kiedrich.

Eine zweite Kirche entstand, dem Heiligen Valentin gewidmet, war er doch der Patron gegen Pestseuchen und ansteckende Krankheiten. Und nun wurde der kleine Hügel von Kiedrich, auf dem sich die Kirche St. Valentin und jene alte St. Michaels-Kapelle erheben, umgeben von einer Mauer, die Pilgergräber bergend — das Ziel Tausender. Wie einst die Germanen „Waldfahrten“ nach stillen heiligen Hainen antraten, die Gottidee im Herzen — so pilgert die katholische Christenheit in Andacht nach Marienkirchen. Ende August, wenn die Garben der Felder die Scheunen füllen und die Bese der Weintrauben beginnt, ist die Wallfahrt nach Kiedrich. Weit öffnen sich die Portale, die Glocken von St. Michael und St. Valentin rufen in die Lande des Rheingaus hinein und wecken Wieder-hall bei den Menschen. Alle Welt zieht hinauf, im langsam feierlichen Zug. Alle Alltäglichkeit, kleinliche Sorgen, Unfriede, leibliche Dinge fallen ab, und in ernster Demut vereinigen sich alle Her-zen zu einem flehenlichen Gebet des Segens für das kommende Jahr. Sanft und huldreich lächelt die Himmelskönigin, Maria, herab auf ihre Kinder, Blumen in Verehrung häufen sich ihr zu Füßen und heiße Wünsche werden ihr anvertraut. Ver-heißend lächelt die Mutter Gottes und der Engels-gruß wird in Jubelstimm gesungen: Ave Maria. Vesper läuten die Glocken und rufen in die Lande, die Glocken von St. Michael und St. Valentin von Kiedrich.

K. V.